

Die Illusion des ewigen Aufbruchs

Zur Sozialpsychologie der Krisenbewältigung oder was aus der Pandemie gelernt werden könnte

von Vera King

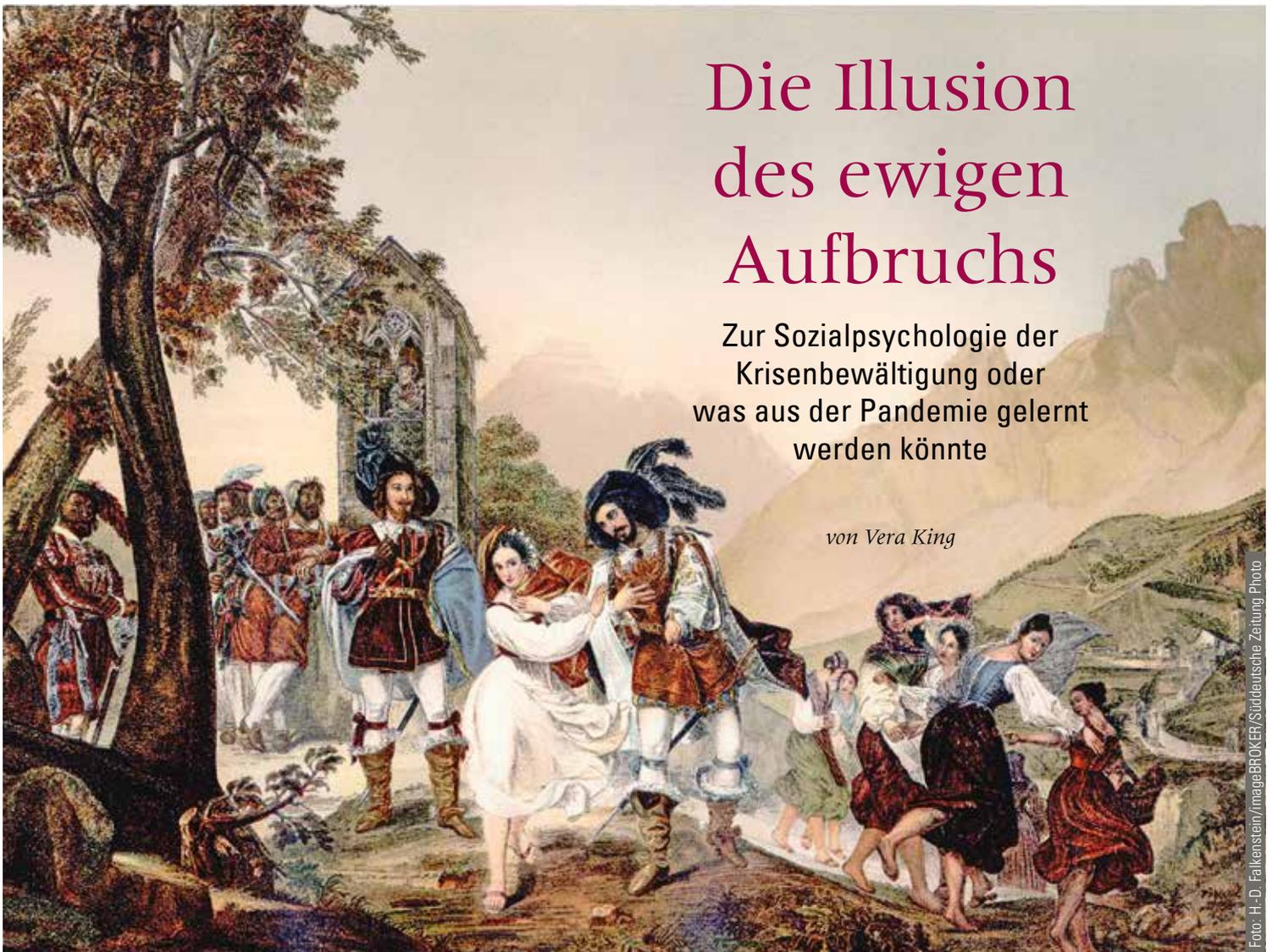


Foto: H.-D. Falkenstein/mageBROKER/Staddeutsche Zeitung Photo

Das illusionäre Moment des »ewigen Aufbruchs« ist durch Corona phasenweise unübersehbar geworden. Doch es mangelt, auch mit Blick auf die ökologische Krise, nach wie vor an nachhaltigem Umsteuern. Ohne ein massives Umdenken ist zu befürchten, dass deren Bedrohungen durch ähnliche Mechanismen verdrängt werden, wie es schon in früheren Krisen der Fall war. Folgenreiche Muster der Bagatellisierung und Verleugnung sind auch literarisch verarbeitet worden am Beispiel des »Schwarzen Todes«.

Begehrte Jugend:
Der Feudalherr Don Rodrigo hat ein lüsternes Auge auf die junge Lucia geworfen, weshalb sie mit ihrem Bräutigam Renzo fliehen muss. Das Bild zeigt eine Szene aus Manzonis Roman »I Promessi Sposi«, der auch ausführlich die Ereignisse um die Mailänder Pest von 1630 beschreibt.

In seinem berühmten Roman »I Promessi Sposi« (deutsch: »Die Verlobten«) von 1827 bebildert der Schriftsteller Alessandro Manzoni in bewegenden Episoden die Geschichte der Mailänder Pest um 1630. Das Werk, das als erstes Beispiel des modernen italienischen Romans gilt, beschreibt zudem sozialpsychologisch ein-

drucksvoll, was Umberto Eco, den Umgang der Bevölkerung mit existenziellen Bedrohungen vor Augen, später als »Massenwahn« bezeichnen sollte (1989: 932). Manzoni lässt seinen Erzähler vom Beginn der Epidemie berichten: »wer auf der Straße, in Läden, in den Häusern ein Wort über die Gefahr fallen ließ, wurde mit ungläubigem Spott, mit zürnender Verachtung überhäuft«. Filmgleich wird spürbar gemacht, wie die Schrecknisse der Pest begleitet und verschlimmert wurden durch Bagatellisierung und Verleugnung, die Suche nach Sündenböcken und damit verbundene Gewalttaten. An einigen Stellen glaubt man sich an unsere Gegenwart erinnert: »Hauptsächlich fiel der Hass auf zwei Ärzte ... Und gewiss war es seltsam und verdient bemerkt zu werden, dass diese beiden Männer, die sich auf alle Weise anstrebten, eine entsetzliche Plage abzuwenden, die sie seit mehreren Monaten herannahen sahen, von allen Seiten nur auf Hindernisse stießen, zugleich die Zielscheibe der Schmähungen waren und Feinden des Vaterlandes gleichgestellt wurden.« Auch in der Coronakrise reicht die Spannweite des Ver-

haltens von solidarischer besonnener Sorge bis hin zur Verkenning der Realität, verbunden mit feindseliger Empörung gegen Fachleute, die schlechte Nachrichten überbringen.

Manzonis Erzähler ironisiert rückblickend die unterschiedlichen Phasen und Variationen der Wirklichkeitsvermeidung: *»Im Anfange also keine Pest, durchaus keine, um keinen Preis; nur das Wort auszusprechen ist verpönt; ... dann nicht wirkliche Pest; das heißt freilich Pest, aber in einem gewissen Sinne; ... endlich Pest ohne Zweifel und ohne Widerrede. Aber schon hat sich eine andere Vorstellung damit verbunden, die Vorstellung der Giftmischerei und Hexerei, welche die durch das Wort ausgedrückte Vorstellung von der Pest, die sich nicht mehr zurückweisen läßt, verfälscht und verwirrt.«* (736) Die Abwehr der Realität soll dabei das Gefühl von Sicherheit und die Selbstgewissheit schützen, und sei es nur die Vorstellung, sich keinesfalls täuschen zu können – selbst um den Preis einer Steigerung der Gefahr, wie sie mit der Fehleinschätzung der Risiken verbunden ist.

Auch in der gegenwärtigen Pandemie zeigt sich immer wieder, wie das Gefühl der Ohnmacht angesichts eines unsichtbaren Virus, das potenziell jeden anderen zur Bedrohung werden lässt und den Alltag einschränkt, in Zorn

gegen vermeintlich Schuldige übergehen kann. An Hexen glaubt heute zwar kaum noch jemand, doch Verschwörungsvorstellungen und teils paranoid-aggressive Phantasmen leben fort. Wütende Anklagen treffen auch diejenigen, die das Verlorene wiederherstellen sollen und denen es, selbst wenn sie noch so umsichtig handelten, kaum gelingen kann, Ungewissheit und Angst zu beseitigen. Die Erfahrung, dass unter Pandemiebedingungen niemand ganz genau ermessen kann, wie es weitergeht, ist schwer zu ertragen. Und sie trägt dazu bei, dass staatliche Bewältigungsversuche als tyrannische Willkür erlebt werden. Wenn markante Fehler deutlich werden und die politische Steuerung auch praktisch immer wieder misslingt, fühlen sich viele in ihren Konstrukten bestätigt. Angesichts existenzieller Bedrohung können Irrtümer tatsächlich tödlich sein, vor allem aber jene, die die Gefahr selbst negieren.

Ewiger Aufbruch als Vergänglichkeitsbewältigung

Sozialpsychologische Mechanismen des Umgangs mit Epidemien sind teils historisch – oder eben literarisch – dokumentiert; darüber hinaus gibt es in der aktuellen Situation ganz neue Qualitäten. So hat »Corona« nicht nur das gesellschaftliche Zusammenleben verändert und vielerlei Bedrohungen, Ängste und Deutungsweisen hervorgebracht, sondern auch zeitgenössische Muster des Umgangs mit Vergänglichkeit infrage gestellt. Das Erleben der eigenen Vergänglichkeit wird in der Pandemie nicht allein dadurch als bedrängender empfunden, dass Krankheit und Tod viel präsenter sind als in pandemiefreien Zeiten; sie rückt uns auch deshalb stärker zu Leibe, weil durch die Maßnahmen zur Pandemiebekämpfung bisherige kulturelle Muster der Verarbeitung von Vergänglichkeit nicht mehr funktionieren.

Um welche Muster geht es dabei? Gegenwartskulturen versuchen, so könnte man sagen, der Unverfügbarkeit von Lebenszeit auf vielen Ebenen zu trotzen: indem sie die Ressource Zeit kontrollieren, gewinnen und zu verdichten suchen. Auch um »mehr von der Welt zu haben«, wie es Blumenberg auf den Punkt brachte (2001: 73), dominiert das Prinzip der Beschleunigung und Steigerung in vielen Dimensionen der Lebenspraxis (King, Gerisch, Rosa, 2021). Steigerung und Akzeleration erscheinen als unhintergehbare Bedingungen der Wertschöpfung in gegenwärtigen Gesellschaften. Kulturell begünstigen sie eine Art manischer Welterfahrung, in der Grenzen, auch die Limitierungen von Selbst und Körper, immer nur als vorläufige, zu überwindende erscheinen und Vergänglichkeit gleichsam in den Hintergrund rücken kann. Dieses Muster lässt sich in der Metapher des »ewigen Aufbruchs« verdichten, die die paradoxe Einheit

Literatur

Blumenberg, Hans : *Lebenszeit und Weltzeit*, Suhrkamp, Frankfurt/M. 2001.

Eco, Umberto: *Worte und Taten*. Nachwort zu Manzoni »Die Verlobten«, Winkler, München 1989, 917-938.

King, Vera: *Ewiger Aufbruch oder Einbruch einer Illusion*, in: Schulze, G. & Kortmann, B. (Hrsg.), *Jenseits von Corona*, Transcript, Bielefeld 2020, 117-126.

King, Vera, Gerisch, Benigna, Rosa, Hartmut (Hrsg.): *Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche*, Suhrkamp, Berlin 2021 (im Druck).

Latour, Bruno: *Das terrestrische Manifest*, Suhrkamp, Berlin 2018.

Manzoni, Alessandro: *I promessi sposi*, deutsch: *Die Verlobten*, Winkler, München 1989, mit Illustrationen und übersetzt von Ernst Wiegand Junker auf Grundlage der kritischen Ausgabe von 1840, der Roman erschien erstmals 1827.

AUF DEN PUNKT GEBRACHT

- Bagatellisierung, Verleugnung und die aggressive Suche nach Sündenböcken – diese Verarbeitungsmechanismen beschreibt bereits Alessandro Manzoni in seinem Roman »Die Verlobten« im Zusammenhang der Pest von 1630.
- Während der Coronapandemie sind ganz ähnliche Strategien zu beobachten – bis hin zur wütenden Anklage gegen diejenigen, die die »schlechten Botschaften« überbringen.
- Darüber hinaus stellt die aktuelle Pandemie den spätmodernen Umgang mit Vergänglichkeit infrage: Verdrängungsmechanismen greifen nicht mehr, wenn überall der Tod lauert.
- Der sogenannte »ewige Aufbruch« verschleiert nicht nur den klassischen Generationenkonflikt, sondern nimmt auch wenig Rücksicht auf begrenzte Ressourcen. Dieses Szenario hat Risse bekommen.
- Insofern stellt die Coronakrise eine Chance da, dass ein Umdenken im Hinblick der viel bedrohlicheren Klimakrise gelingen könnte.



Foto: des Archives/RDA/Staddeutsche Zeitung

Manzoni beschreibt die Erfahrungen des Mailänder Arztes Ludovico Settala während der Pest so: »Als er eines Tages mit der Sänfte seine Krankenbesuche machte, wurde er auf einmal von Leuten umringt, die schrien, er wäre das Oberhaupt derjenigen, die mit aller Gewalt die Pest dahaben wollten (...) die Stadt in Angst und Schrecken versetzen, alles nur, um den Ärzten zu tun zu geben. Immer mehr Menschen liefen zusammen, die Wut steigerte sich (...) das widerfuhr ihm, weil er richtig gesehen hatte, das heißt, wie die Dinge wirklich liegen...« Das klingt fast wie die Beschreibung der Querdenken-Bewegung unserer Zeit.



Foto: Florian Bollitt/Staddeutsche Zeitung



Foto: Florian Bollitt/Staddeutsche Zeitung

des andauernden Neubeginns und nie endenden Noch-Nicht akzentuiert (King, 2020).

Die Art und Weise, wie Vergänglichkeit, Alter und Begrenztheit verarbeitet werden, berührt auch das Verhältnis zu den nachfolgenden Generationen. In der Gestaltung der Generationenspannung durch die Älteren im Verhältnis zu den Jüngeren, den Nachkommen, spiegelt sich die Art der Verarbeitung von Endlichkeit. Der Umgang mit Vergänglichkeit und Generationenspannung lässt sich durch einen Vergleich veranschaulichen: Im klassischen Generationenkonflikt, etwa in Vorbehalten gegenüber der Jugend oder dem, was sie Neues in die Welt bringt, spiegelt sich auch die Abwehr eigener Begrenztheit. Denn die Jüngeren werden die Älteren vital übertrumpfen und überleben. Diese Generationenspannung kann sich in einer Ablehnung der Jugend und des Neuen ausdrücken, in der Schmerz und Zorn der Älte-

ren über die eigene Begrenztheit mit enthalten sind.

Doch in der gegenwärtigen Gesellschaft, der sogenannten »späten Moderne«, verändert sich dieser Zusammenhang. Wenn juveniler Aufbruch als Leitbild für alle gilt, ist ein Abwehrmuster, das sich gegen die Jugend richtet, kaum noch sinnvoll. Ein funktionales Muster besteht indes darin, das Neue nicht mehr abzulehnen, sondern es zu idealisieren. Die Älteren verschreiben sich umfassend der idealisierten Innovationslogik – und nehmen dabei selbst die Position des ewigen Aufbruchs und Jungseins ein. Diese Entwicklung wird von zwei Seiten gestützt und ist dadurch so wirksam: vom sozialen und ökonomischen Druck zur Anpassung zum einen und zum anderen von der Ausblendung von Vergänglichkeit. Dem Anpassungsdruck kann man sich nur schwer entziehen, und die Negation von Begrenztheit ist zudem attraktiv. So

wird Jugendlichkeit zu einer Eigenschaft, die auch die dauermobilen, flexiblen, innovativen Älteren für sich beanspruchen. Generationenspannung drückt sich somit in der Spätmoderne typischerweise weniger im manifesten Konflikt der Generationen aus als in der Verschleierung von Grenzen und Generationsunterschieden.

Krisenverleugnung oder generative Verantwortung

Was mitunter als »Jugendlichkeitsideal« eher verharmlost wird, hat dunkle Kehrseiten. Sieht man einmal von der impliziten Altersdiskriminierung ab, die kulturelle Muster des *ewigen Aufbruchs* mit sich bringt, der Grenzen, auch die der Lebenszeit, verhüllt, lässt sich auch ein latent aggressives Ausblenden der Zukunft der Nachkommen durch eine radikale Gegenwartsorientierung konstatieren. Man könnte sagen: Hier und jetzt und unmittelbar wird die Welt verbraucht, ohne Rücksicht auf das, was danach kommt. Folgerichtig dominieren Produktionsformen, die auf kurzfristige Steigerung ausgerichtet und nicht nachhaltig sind, anstatt auf eine generative Logik (Latour, 2000) umzustellen, die den Nachkommen ökologisch eine Zukunft über die Lebenszeit der Älteren hinaus ermöglicht. Diese destruktive Dimension des illusionären ewigen Aufbruchs ist zwar spürbar, aber er wirkt als ein zähes hegemoniales kulturelles Muster – nicht nur aufgrund der ökonomischen Eigenlogiken, sondern auch durch den »Benefit«, den das Ausblenden von Begrenztheit und Endlichkeit mit sich bringt.

Die Coronakrise führte nun allerdings zumindest phasenweise zur Erschütterung dieser Abwehrmuster. Bilder der Vergänglichkeit und des Todes sind nähergerückt. Das Leben im Modus des Aufbruchs, der fortwährenden Dringlichkeiten, der Steigerungsbemühungen und der Dauermobilität wurde im »Lockdown« in vielen Bereichen unterbrochen. Altersunterschiede und Generationendifferenz sind auf kaum unübersehbare Weise hervorgetreten. Denn nicht nur sind die an Jahren Jüngeren weniger gefährdet als die – wie juvenil auch immer wirkenden – Älteren. Zudem fordern eben die Älteren in der Pandemie nun jene Rücksicht ein, die sie – zwar nicht unbedingt als Einzelne, aber in einem übergreifenden generationalen Sinne – gegenüber den Nachkommen und deren Zukunftsbedingungen haben vermissen lassen. Zumindest insofern, als die ökologische Krise auch als Ausdruck einer Ignoranz der Älteren gegenüber den Jüngeren verstehbar ist.

So hat das illusionäre Muster des »ewigen Aufbruchs« als kulturelles Muster der Verarbeitung und Abwehr von Vergänglichkeit durch Corona phasenweise Risse bekommen: normativ, lebenspraktisch und im psychosozialen Sinne. Zugleich schwelt, nur scheinbar im Hinter-

grund, die ökologische Krise weiter. Die Versuche ihrer »Bewältigung«, soweit dieser Begriff überhaupt zutrifft, könnten von partiell immer wieder aufscheinenden Einsichten profitieren, dass Begrenzungen des ewigen Aufbruchs praktisch möglich sind und im Verhältnis zu den Folgegenerationen produktiver wären. Denn ohne ein Umdenken ist zu befürchten, dass weiter versucht wird, die existenziellen Bedrohungen der Umweltzerstörung und des Klimawandels durch ähnliche Mechanismen der Verdrehung der Wirklichkeit zu bagatellisieren, wie es bereits Manzoni vor 200 Jahren beschrieben hat. Mit dem Unterschied, dass die Gefährdungen, die durch Umwelt- und Klimaveränderungen entstehen, schleichender spürbar werden und zugleich global langfristig wirksamer sind als die Folgen des Schwarzen Todes. In Anlehnung an Manzonis Beschreibung der Stadien der Pestverleugnung hieße es dann etwa: *»Im Anfang also keine ökologische Krise, allein das Wort auszusprechen ist verpönt; dann nicht wirklich folgenreicher ›Klimawandel‹, sondern nur natürliche Klimaveränderung; schließlich ›Umweltzerstörung‹ ohne Zweifel und ohne Widerrede. Aber alsbald verbinden sich andere Vorstellungen, etwa die Sündenböcke der Krise, die dann wahlweise gebrandmarkt oder geopfert werden...«*. Dem gälte es, soweit möglich, in generativer Verantwortung entgegenzuwirken. ●



Die Autorin

Vera King, Jahrgang 1960, ist Professorin für Soziologie und psychoanalytische Sozialpsychologie an der Goethe-Universität und geschäftsführende Direktorin des Sigmund-Freud-Instituts. Sie erforscht psychische Folgen gesellschaftlichen Wandels insbesondere im Kontext von Digitalisierung, Beschleunigung und Optimierung sowie mit Blick auf Generationenverhältnisse und Generativität. King ist unter anderem Sprecherin des Verbundprojekts »Das vermessene Leben« sowie des Promotionskollegs am SFI, sie leitet ein Teilprojekt der DFG-Forschungsgruppe »Medizin und die Zeitstruktur des guten Lebens« und ist als Principal Investigator am Forschungscluster »ConTrust – Vertrauen im Konflikt« beteiligt. 2021 erscheint »Lost in Perfection. Zur Optimierung von Gesellschaft und Psyche«, hrsg. von V. King, B. Gerisch & H. Rosa, sowie in »WestEnd. Zeitschrift für kritische Sozialforschung« der gemeinsam mit F. Sutterlüty herausgegebene Schwerpunkt »Destruktivität und Regression im Rechtspopulismus«.

king@soz.uni-frankfurt.de